

01. Januar 2005

Khao Lak, Thailand, 26. Dezember 2004

- ein ganz persönlicher Erfahrungsbericht

1. Teil

Die Flutwelle

Anne wacht auf, schaut durch die nur halb zugezogenen Vorhänge hinaus auf die Palmen und das strahlend blaue Meer, der zweite traumhafte Tag in unserem geliebten Urlaubsparadies kann beginnen.

Schade nur, eigentlich wollten wir wieder ins Theptharo Lagoon Beach Resort nebenan, aber alle Bungalows waren schon ausgebucht. Dann eben in einen Bungalow im gerade fertig gewordenen kleinen Orchid Beach Resort, aber auch hier leider nur die gleiche Auskunft, blieb nur ein Zimmer in der 2. Etage mit Blick von der großen überdachten Terrasse über Pool und Palmen und Meer, eigentlich auch nicht schlecht.

Heute Abend wollen wir einen dicken Hummer grillen lassen, ist schließlich 2. Weihnachtstag in Deutschland. Annes Magen vibriert plötzlich ganz komisch, lang anhaltend. Ein Blick hinüber zu Bernhard, nein, er treibt keine Späße, schläft noch tief und fest. Und wieder dieses Vibrieren, Bernhard wacht auf, „Oh, muss irgendwo ein Erdbeben sein“. Diesmal habe ich es also auch gespürt.

Frühstück unter Palmen. Ein paar Runden im noch so herrlich leeren, frisch gereinigten Pool drehen, der Boy sortiert die weißen Steinchen am Überlaufband sorgfältig. Da sind die beiden schwedischen Familien mit ihren Kleinkindern und dem Baby, die andere Familie mit den beiden fast erwachsenen Söhnen. Der jüngere hantiert ungemein geschickt mit seiner Unterarmprothese, später am Pool sieht Anne: er hat sogar eine zweite poppig bunt bedruckt, welch tolles Selbstbewusstsein!

Kurz vor zehn Uhr Ortszeit im Paradies von Khao Lak.

Bernhard geht noch einmal hoch zum Zimmer, Anne direkt zum Pool. Bernhard ist umgezogen, nimmt seine Lektüre und steigt die Treppe wieder hinunter, hört ein ungeheures Brüllen vom Meer, schaut hoch und erstarrt: die acht bis zehn Meter hohen Bäumen werden überragt von einer schwarzgrauen Wand wie aus Beton, sie rast auf die Küste, den Strand, die Bäume zu. Schreien, umdrehen, zurück laufen – da knallt die Wasserwand auch schon auf die Hotelwand, hat die Bungalows einfach unter sich begraben, donnert durch das Parterre und durch die ganze erste Etage, alle Hindernisse werden mitgerissen, die Wände eingedrückt, die Menschen, die Einrichtungen, alles wird auf der anderen Seite wieder heraus und in den Urwald geschleudert.

Am Pool plötzliche Unruhe, Rufe, alle blicken zum Strand. Oh, da kommt eine Welle über das Ufer gekrabbelt, dreckig schwarz, laut grummelnd, mehr ist nicht zu sehen in diesem Moment. Anne springt auf, rennt Richtung Haus, wer will schon einen schmutzigen Badeanzug bekommen. Die Treppe ist zu weit, aber der Balkon da vorne wird reichen, ist etwa ein Meter über dem Boden. Die Brille fällt zu Boden – okay, werden wir nachher suchen müssen. Jetzt erst mal weg.

Knie auf die Balustrade, am Geländer hochziehen – woher ich diese Kraft plötzlich in den Armen habe? Warum schwimmt das frisch gemachte weiße Bett durchs Zimmer? –werde hoch geschleudert und bin doch völlig unter Wasser, wirbele herum, knalle mit dem Kopf an etwas, um mich Schwärze, unvorstellbares Getöse, Gebrodel, ein Arm packt mich, eine Frau schreit, Luft also, Luftblase unter dem Deckensturz wegen der eingebauten Klimaanlage, einmal durchatmen . „Das Ende. Was passiert? Wo bin ich? Auf jeden Fall im falschen Film. Meine Tochter, meinen Bernhard, nie mehr. Wo kommt all das Wasser her? Wie lange

dauert es wohl, bis eine gnädige Ohmacht einen aus diesem Leben entführt? Gleich werde ich Dreckwasser atmen müssen. Was wird Bernhard ohne mich machen?“

– und dann ein Riesensog, der Druck auf den Kopf steigt massiv an, gleich wird er platzen, ich werde umher geschleudert, schieße durchs Wasser, wo ist oben, wo unten, bekomme keine Luft mehr – da merke ich Helligkeit hinter den geschlossenen Augen, Wind im nassen Gesicht. Ich öffne die Augen, einen halben Meter neben mir saust ein rot leuchtender Coca Cola-Kühlschrank vorbei. Ich mache einen Höllenritt auf dem Wasser Richtung Urwald, so schnell habe ich mich früher nicht einmal bergab mit dem Rad getraut.

Irgendwann wird es etwas langsamer, ich bekomme ein vorüber treibendes Brett zu fassen, halte es quer vor mich, um Geschwindigkeit zu bremsen, aber auch um anderes Treibgut möglichst abwehren zu können. Ein schneller Blick in die Runde: kein Mensch sonst zu sehen.

Schließlich Mut gefasst, ich lasse mein Brett los, schwimme zu einem Baum vor mir, bekomme eine Liane zu fassen, kann rechts einen starken Ast erwischen, durchatmen, durchatmen, durchatmen. Aber hier hängen bleiben ist keine Lösung, eine Welle nach der anderen ist dröhnend zu hören, das Wasser dauernd in Bewegung. Verdammt, jetzt bin ich diesem Wasserungeheuer, das aus dem Nichts kam, bis hierher entkommen, jetzt will ich auch weiter leben! leben! leben! Also irgendwie rauf auf den Baum. Klettern war im Laufe meines unsportlichen Lebens die schlechteste meiner Disziplinen, aber ich schaffe es, mich nach und nach den Baum hoch zu hangeln bis zu einer vermeintlich sicheren Position. Durchatmen, durchatmen, durchatmen...

Ein Blick zurück von meinem Baum: ich bin mindestens sechshundert Meter entfernt vom Hotel gelandet. Das Haus steht noch, etliche Menschen sitzen auf dem Dachfirst, schreien, rufen Namen...auch sind es mehrere, die ANNE rufen. Ich habe keine Kraft zum Antworten.

Die Welle hat alle Bungalows leer geräumt oder gar völlig zerstört, in Parterre und erster Etage steht keine Wand mehr, alle Einrichtungsgegenstände aus den Bungalows, die Liegen, die Massage-Hütte, alles wurde durch das Hotel gedrückt und weggerissen und Anne mittendrin. Die offene Treppe ist unter Schutt begraben und darunter liegt ein Toter. Diejenigen, die sich in die zweite Etage und aufs Dach retten konnten, beginnen damit, Verletzte zu bergen und in die zweite Etage zu schleppen, hoffen und bangen und beten, dass wenigstens das Hotel den hin und herströmenden Wassermassen Stand hält. Sie brechen Zimmer auf, um an Matratzen, Wasser und Verbandszeug zu kommen. Und beobachten angstvoll das Wasser, das immer noch laut brüllend Welle um Welle ans Ufer und in den offenen Innenhof schleudert und mit starkem Sog wieder aufs Meer hinaus zieht.

„Are you okay, lady?“ Ich traue meinen Ohren nicht: da links auf dem Baum noch rund drei Meter höher als ich hocken zwei nackte Knaben im Geäst. Wir versuchen, auch mit Schreien zum Haus vorzudringen, aber das klappt wohl nicht. Im Hintergrund hören wir Welle auf Welle lärmend herandonnern, also Ruhe bewahren, Kräfte sammeln.

Mein Blick geht nach unten auf das inzwischen zurück strömende Wasser. Komisch, da dümpelt ein wunderschöner Ring im Wasser. Es dauert mindestens 30 Sekunden, bis ich begreife, dass dieser Ring an einer Hand hängen muss, der zu einem Arm gehören muss, der zu einer Frau gehören muss – was aber in dieser Brühe und unter all dem Schutt kaum zu erkennen ist.

„Are you okay, lady?“ Ja, ich bin okay für den Moment bis auf eine blutende Wunde an der linken Schläfe, mein Badeanzug ist an der Rückseite völlig zerrissen. Und da ich der Dame doch nicht mehr helfen kann, fange ich ein Gespräch mit den beiden Jungen an. „And how are you?“ Während ich mit den beiden Knaben spreche, rede ich zugleich auch stumm zu meinem verstorbenen Sohn Tobias, dem Engel der Reisenden, und flehe ihn immer wieder um seine Hilfe und Unterstützung an. Die Zeit bis zu unserer Rettung wird ohnehin lang werden. Wir diskutieren die Möglichkeiten von Feuerwehr, Polizei und Marine, von Rettungsfliegern und Helikoptern, ich zeige mehr Zuversicht als ich habe. Und befürchten doch, dass alles noch Zeit brauchen wird, weil die ja erst einmal erfahren müssen, was hier passiert ist. Wir wissen es selbst noch nicht einmal.

Dabei höre ich, dass der eine Junge durch Zurufe seinen Vater und seinen jüngeren Bruder auf einem der benachbarten Bäume ausmachen konnte, der andere ruft vergebens nach Mama und Papa und wird sie auch später nicht mehr wieder finden. Was soll ich Tröstendes sagen? Wir leben – und hoffen.

Die Sonne strahlt, als sei nichts geschehen, die Blätterdächer unserer Bäume sind vom Wasser stark dezimiert, inzwischen sind wir der Mittagshitze voll ausgeliefert. Wir denken den Durst weg. Welle auf Welle rauscht an den Strand, einer nach dem anderen sinken die riesigen Bäume aus dem vorgelagerten Wäldchen um. Das Wasser sinkt weiter und ich muss feststellen, dass mein sicher geglaubter Baum nur ein starker Ast ist, der sich in einem anderen verhakt hat. Und mit sinkendem Wasserstand fällt mein Rettungsbaum in sich zusammen und ich hänge wieder bis zum Hals im Wasser.

Verdammt, ich bin nicht bis hierher gekommen, um jetzt doch noch unterzugehen. Alles, was ich greife, gibt nach und versinkt oder rutscht weg. Und vor mir eine weitere Leiche, eine Angestellte des Hotels. ICH WILL LEBEN ! Die Jungen warnen und spornen an und ich höre es: „*the next wave is coming . . .*“ TOBIAS ! Also nochmals alle Kräfte mobilisiert, endlich eine Liane erfasst, der nächste Baumstamm ist glatt, ich kann mich nirgendwo abdrücken. Irgendwann schaffe ich es, einen ersten Fuß zu platzieren, fasse bei der Liane höher, ziehe den Fuß nach und erkämpfe mir schließlich eine einigermaßen bequeme Position.

„*Are you okay, lady?*“ Wenn diese Jungen nicht gewesen wären . . . Sie halten sich tapfer, da kann ich doch nicht schwächeln. Durchatmen – durchatmen - durchatmen. Ein kleines Flugzeug kommt die Küste entlang, ein neues Thema – aber auch Enttäuschung für die Jungs, als er wieder zurück fliegt. Ich liege halb auf meinem Baum, schaue nach unten. Ein riesiger Einsiedlerkrebs taucht auf, hält sich an einem Bambusstamm, putzt sich. Eine Schlange ringelt sich auf den Baum, nimmt zum Glück eine andere Richtung, das Leben kehrt zurück.

Irgendwann taucht von links ein hünenhafter blonder Norweger auf. Er wadet durch das für ihn nur noch hüfttiefe Wasser und schiebt ein lächerlich kleines buntes Kinder-Surfbrett vor sich her. Er ist auf der Suche nach seiner Frau und seinen beiden Kindern, er wird sie auch später nicht mehr finden. Aber nun hält er es für an der Zeit, dass wir unsere sicheren Bäume verlassen, weil es sonst immer schwieriger werden würde. Mit unendlicher Ruhe und Geduld überredet er nach und nach die beiden Jungen, wie die Äffchen den inzwischen frei stehenden völlig glatten Baumstamm herunter zu steigen, und der Höhenunterschied, das sind jetzt etwa fünf Meter. Und schließlich überzeugt er auch mich und ich überwinde meine Angst. Wieder bis zu den Hüften im Wasser – Schock, Panik kommt auf.

„ANNE?“ ein neuer, ein einzelner Ruf vom Haus her in eben diesem Moment. Unverkennbar Bernhards Stimme! „JA!“ Diesmal reicht meine Kraft für die Antwort. „*Bist du okay?*“ und wieder nur „JA!“ Und dann heule ich los wie ein Schloßhund. „*Lady*“, sagt der Norweger sanft. Ja, wir haben keine Zeit, sind noch lange nicht gerettet. Wieder ein stummes Gebet zu Tobias. Ein schwieriger Rückweg liegt noch vor uns. Der andere Vater, er sieht aus als habe er neun Runden durchgestanden, ist mit seinem kleinen Sohn zu uns gestoßen. Wir formieren uns zum Rückweg, da kommt von rechts noch eine Stimme „*Lady, Lady*“. Eine junge Thai, die mir hilfreich ihre Hand entgegen streckt. Ich bedeute, das sei nicht nötig. Aber falsch verstanden: sie braucht meine Hilfe, sie kann nicht schwimmen. Ich nehme ihre Hand.

Wir waten und kämpfen uns Richtung Haus. Der Untergrund ist schlammig, voller Unrat, Brettern, Ästen, zerbrochene Gegenstände, Autos und Koffer türmen sich, das Wasser ist immer noch in Bewegung. Wir stehen vor einer Querströmung, verschlaufen. Da kommt auf der anderen Seite durch das Gebüsch ein junger Thai auf uns zu mit einer Plastiktüte mit mehreren Wasserflaschen. Er bringt uns eine, jeder trinkt ein paar Schlucke, erst die Kinder, dann die Frauen, dann die Männer, ganz diszipliniert. KÖSTLICH! Die leere Flasche – kurzes Zögern, dann fliegt sie ins Wasser, hier schwimmt so viel Unrat . . .

Die Querströmung ist stärker geworden. Die Männer nehmen je einen Jungen auf den Rücken, wir Frauen bekommen das Surfbrett. Wir kämpfen uns den Rand entlang gegen die Strömung, bis die Männer es für sicher genug halten und nacheinander rüber schwimmen.

Wir Frauen halten uns am Brett fest, werden in die Strömung gerissen, die junge Thai schreit, die Männer bedeuten mir, mit einer Hand kräftig zu paddeln. Und wie kräftig ich das plötzlich kann. Hier soll schließlich nicht Endstation sein. Sie nehmen uns in Empfang, wir können wieder stehen, durchatmen.

Und da kämpft sich noch jemand über die neue Sandbank auf uns zu: Bernhard! Wir fallen uns in die Arme, können es noch gar nicht fassen in all dem Chaos, erlauben uns ein paar Momente des Glücks und der Tränen und werden leise gemahnt, die Feier auf später zu verlegen. Bernhard übernimmt einen der Jungen, der Thai wieder die Tüte mit den anderen Wasserflaschen und begibt sich auf die Suche nach weiteren Überlebenden.

Der Rückweg bleibt gefährlich und beschwerlich, voller Untiefen, voller Schutt, voller scharfkantiger Metallplatten, voller Gestrüpp und mit unterschiedlichen starken Strömungen. Bernhard kennt die Richtung, das Hotel ist von hier nicht zu sehen. Über die letzten beiden Querfurten haben Angestellte des Hotels schon Gummischläuche und Leinen gespannt, an denen wir uns einzeln durch das immer noch stark strömende Wasser hinüber hangeln müssen.

Nach fast sechs Stunden klettern wir endlich über Schuttberge ins völlig zerstörte Hotel, von dem nur noch die Betonpfeiler und die zweite Etage stehen.

Die junge Thai umarmt mich, nennt mich ihre Mutter. Jetzt habe ich also auch eine Tochter in Thailand, ich weiß nicht einmal ihren Namen.

2. Teil

Der Weg zurück aus dem Chaos

Unser Zimmer in der 2. Etage, das ist jetzt der falsche Film. Es ist völlig unberührt, die Betten frisch gemacht, die Nachthemden drapiert, die Orchideenblüten auf dem Kopfkissen. Der Fußboden übersät mit den blutigen Spuren von Bernhards Füßen. Das Hinterland eine einzige Wasserwüste und Schutthalde so weit wir blicken können. Da irgendwo war „*mein*“ Baum. Der Innenhof eine weitere Schutthalde, total zerstörte Bungalows, nur die Palmen im Pool stehen, als sei nichts geschehen. Der junge Schwede mit der bunten Armprothese klettert über die Schuttberge, sucht stumm den Rest seiner Familie.

Warten auf Rettung. Mühsames Reinigen des völlig verdreckten Körpers aus der Kloschüssel. Sonst nur noch eine Flasche Trinkwasser da, einteilen, alles andere ist verteilt an die Verletzten und Kinder. Bleibt nur noch Bier. Zum Glück haben wir Desinfektionsmittel und Papiertücher dabei, also alle Wunden möglichst damit reinigen. Bernhard hat mehrere Schnittwunden an den Füßen, hat er gar nicht gemerkt bei den Rettungsanstrengungen und seiner Angst um Anne. Er hat schreckliche Wunden gesehen bei den Überlebenden. Und Anne sieht aus wie nach dem Kampf mit einem Tiger, hat aber keine Schmerzen. Adrenalin pur.

Und plötzlich der Ruf „*Hurry up! Take only your passports! We can walk to the mainroad. But they are expecting new waves!*“ Also T-Shirt über, noch schnell in die Tevas geschlüpft, die Gürteltasche gegriffen. Die Pässe, das Geld, die Flugtickets, die Kreditkarten – alles ist ordnungsgemäß im Safe und der Safe liegt im Schlamm.

Wir gehören zu den letzten, die das Hotel verlassen, weil wir am äußersten Ende wohnten. Zurück bleiben nur einige schwer Verletzte mit einigen Helfern, die mit dem nächstmöglichen Auto geholt werden sollen. Unten übergibt uns ein Polizist einen verletzten Schweden, der sich kaum auf den Beinen halten kann, sein linker Arm ist in der Schulter gebrochen, den Schmerz hat er mit Mekong-Whisky aus der Mini-Bar betäubt. Er will eigentlich nicht mehr.

Bernhard schleppt ihn mehr als dass er selber geht. Wir reden mit ihm, schreien ihn an, singen mit ihm, nur damit er bei Bewusstsein bleibt und weiter mit uns geht. Die Wellen rauschen immer wieder bedrohlich laut hinter uns.

Wir kommen vorbei gewankt an unserem geliebten Theptharo Lagoon Beach Resort: kein einziger Bungalow steht mehr, das Haupthaus mit dem Restaurant ist leer gefegt. In der Einfahrt der Hotel-Manager, er erkennt uns vom letzten Jahr wieder, völlig verzweifelt. Nachher wird sich herausstellen, von den Gästen haben 90 % nicht, von seiner Frühstücksscrew hat nur ein einziger überlebt. (*Wie viele Engel haben verhindert, dass wir hier einziehen konnten?*) Er verspricht uns einen der nächsten Wagen. Der erste fährt aber natürlich durch zum Hotel, um die schwer Verletzten abzuholen. Und dann kommt der Manager und wird von einem Pick Up abgeholt, weil wir drei die letzten sind, steigen wir auf die Ladefläche, sammeln die nächsten Fußgänger auf. Die Nacht bricht herein. Wir erreichen nach etwa einer Stunde mühsamen Weges über 1000 Hindernisse die Hauptstraße. Nach Norden hin ist sie einigermaßen befahrbar, nach Süden ist in der Dunkelheit nur eine Geröll- und Schlammwüste erkennbar. Kein Strom, keine Mobilfunkverbindung, nur Kerzenlicht und Wasser auf der Polizeistation und weitere überlebende Gestrandete. Die Verletzten werden mit den Wagen weiter transportiert, die weniger lädierten müssen warten. Dann kommt der Fahrer des Orchid Beach Hotels mit dem Shuttle-Bus, er hatte dienstfrei, bringt uns in sein Privathaus nach Norden, nach Takua Pa. Unterwegs ein Aufschrei: hier gibt es noch Strom und also Mobilfunkverbindung. Das Handy und ein Lippenstift gehören zu den wenigen Dingen, die nicht im Safe oder am Pool aber in der Gürteltasche waren! Anrufen klappt nicht, Netz überlastet, aber die SMS gehen alle raus. Wir haben keine Ahnung von Ursache oder Ausmaß des Geschehens. Und die Welt weiß von der Katastrophe in Khao Lak noch gar nichts.

Der Fahrer nimmt all seine Kleidung von der Leine und versorgt uns mit dem Nötigsten. Auch Bernhard hat nur eine Badehose und ein T-Shirt an. Dann kommen zwei Wagen, wir sind inzwischen zwölf Personen, bunkern Wasser im nächsten Laden, werden zum Straßenrestaurant seiner Schwester in Takua Pa gefahren. Dort werden wir mit einem heißem Reis-Hühnchen-Gericht aus Plastikschalen, mit Wasser, Jod, Pflaster, Cola, Bier und Zigaretten versorgt. Anschließend werden wir in den Chinesischen Tempel von Takua Pa gebracht, weitere Überlebende aus unserer Hotelanlage werden hier versammelt. Hier gibt es Holzpodeste mit Bastmatten zum Schlafen, Hock-Toiletten, eine Großküche, aber außer einem alten Hausmeister mit seiner Familie lebt hier niemand.

Schlafen kann keiner in dieser Nacht. Die meisten bleiben in der Halle sitzen, reden, reden. Wenn ein Moped über den Kies fährt, kommt Unruhe auf: zu ähnlich ist das Geräusch dem Brausen der Riesenwelle. Und einmal stürzen alle in Panik auf die Straße, jemand will etwas von einer neuen Welle gehört haben, einige wollen zu Fuß in Richtung der Berge rennen, stoppen in der Dunkelheit Fahrzeuge auf der belebten Straße. Wir wissen aus dem Vorjahr, dass Takua Pa weit weg vom Meer ist, bleiben besonnen. Langsam kehrt wieder Ruhe ein.

Hinlegen und ausruhen ist aber so gut wie nicht möglich. Jetzt merkt Anne jeden einzelnen Muskel, der Körper ist übersät mit blauen Flecken, der Druck auf den Kopf unerträglich, alle zwei Stunden zwei Paracetamol lindern etwas. Aus der Nase trieft die schmutzige Meeresbrühe, sie hustet die ganze Zeit Modderwasser aus der Lunge. Die Papiertücher sind bald aufgebraucht, die Toilettenrolle auch. Es findet sich noch altes Zeitungspapier in einer Ecke. Das teilt sie sich mit einem anderen Deutschen, dem es ähnlich ergangen ist auf einem Höllenritt in den Urwald.

Ulf hat sich mit Anita und Philipp am Abend vorher im Theptharo Lagoon Beach Resort eingeecheckt. Nach dem Frühstück sind Anita und Philipp zum Strand gegangen, Ulf hat im Bungalow alle Wertsachen und Papiere in seinen Rucksack gepackt. Sie wollten alles dabei haben bei ihrem ersten Erkundungsgang die Küste entlang. Und als er den Bungalow verlässt, schlägt die Riesenwelle über dem Strand, über Anita und Philipp und all den anderen und über der Lagune mit der kleinen Brücke schon zusammen.

Er hat sich wieder einen Muskelfaserriss zugezogen beim Lauf um sein Leben. Die Welle war trotz seiner sportlichen Laufbahn um ein Vielfaches schneller als er. Er kann sich an einen Baum klammern, später auf eine Palme retten. Als er nach fünf Stunden auf allen

Vieren durch den Matsch wieder zurück kriecht und später zum Teil mit Hilfe eines langes Bambusstocks voranstolpert, schwimmen zuerst eine halbe Flasche Wasser und dann tatsächlich sein eigener Rucksack mit all seinen Papieren und seinem Geld an ihm vorbei! Aber von seiner Lebensgefährtin und deren Sohn keine Spur, nicht in den Trümmern der Hotelanlage, nicht im angrenzenden Urwald. In Deutschland hat er mit einem Kollegen von Bernhard Basketball in einer Mannschaft gespielt. Seit Jahren engagiert er sich ehrenamtlich im Behindertensport, war als Begleiter bei den Paralympics in Athen und kennt von daher Sophia, eine gute Schulfreundin unserer Tochter Ninja. So klein ist die Welt.

Und so erzählen alle immer wieder ihre Geschichte und das Wunder ihrer Errettung und sprechen von der Angst um ihre Familien und der Ungewissheit und begreifen immer noch nicht, was eigentlich geschehen ist. Die Frau, die sich in der Luftblase an mich geklammert hat, hat auch überlebt! Eine Finnin ruft plötzlich mitten in meine Erzählung: „*Oh, sie lebt, ich habe diese gleiche Geschichte von der anderen Seite gehört!*“ Und wieder ein Wunder.

Unsere Thai-Betreuer sind rührend. Sicher sind auch sie, ihre Familien und Freunde in irgendeiner Weise von der Katastrophe betroffen. Und ganz sicher ist ihnen die Arbeits- und Existenzgrundlage für Monate, wenn nicht Jahre entzogen. Dennoch sind sie gelassen, freundlich, ruhig, umsichtig, bringen noch in der Nacht Kisten mit Cornflakes und Kakao, mit Cola und Wasser, Keksen und Nüssen und sogar Spielzeug für die Kinder. Sie erfragen Namen und Beschreibungen der vermissten Familienangehörigen, beginnen sofort mit der Kontaktaufnahme zu den umliegenden Krankenhäusern und medizinischen Stationen.

Am nächsten Morgen trifft eine ganze Gruppe von Thai-Frauen ein. Und den ganzen Tag werden wir mit Kaffee und Tee, frischem Gemüse, Fisch, heißen Getränken, Reisschleimsuppe, ladenfrischen T-Shirts, Seife, ein paar Zahnbürsten und Nachrichten versorgt. Auch nach den Angehörigen wird weiter fieberhaft gesucht, die Krankenhäuser sind voll. Der Junge aus dem Baum wird in ein Krankenhaus gebracht, man meint, seine Mutter sei dort. Hoffnung keimt auf, Zuversicht. Aber nach zwei Stunden wird er enttäuscht wieder zu uns zurück gebracht.

Bernhard und Anne müssen auch in die Krankenstation, werden kurz untersucht und medizinisch versorgt, gegen Tetanus geimpft, mit Tabletten und sogar Antibiotikum versorgt und auf die Liste der Lebenden neben der Tür eingetragen. Auch hier geht alles ruhig aber sehr zügig voran. Laufend werden neue Verletzte gebracht, von einer Helferin der Reihe nach in Empfang genommen, für die ärztliche Untersuchung vorbereitet. Der Arzt geht von einer Liege zur nächsten, untersucht, überprüft, erteilt Anordnungen, übergibt die Patienten an Pflegekräfte. Bernhard, der nur einen Pareo über der Badehose hat, erhält von einem Pfleger eine weiße knielange Jeans und ist nun angemessener gekleidet in den Augen der Thai.

Der Strom der Autos und Mopeds vor der medizinischen Station reißt nicht ab, Verletzte werden angeliefert und Angehörige kommen, schauen die draußen hängenden Listen durch auf der Suche nach vermissten Angehörigen, eilen enttäuscht weiter, hoffen auf die nächste Station.

Spät nachmittags werden wir zu einer Sammelstelle in einem Stadion gebracht. Hier organisiert das Militär, Lastwagenladungen mit Wasser stehen bereit, abgepackte haltbare Nahrungsmittel werden an alle Ankommenden verteilt. Wir können nichts essen, aber trinken, trinken. Jemand nimmt uns an die Hand und versucht mit mühsamen Englischbrocken zu erklären, wie es weiter geht. Wieder werden wir registriert, werden zu einem langen Tisch mit zahlreichen Telefonen geführt, bekommen die Nummer unseres Konsulats in Bangkok, können dort anrufen – babylonisches Stimmengewirr an dem langen Tisch im Freien, dazwischen Lautsprecheransagen auf Thailändisch.

Wir werden zusammen mit Ulf – er sieht mit seinen Shorts und der langen Bambusstange aus wie Christophorus – auf der Ladefläche des nächsten Pick Up nach Phuket gebracht. „*But please, take the road through the mountains!*“ „*Yes, yes!*“ und ein freundliches Lächeln, Thai-Sprache eben. Und dann fährt unser Fahrer doch die Küstenstraße entlang und über die Hauptstraße von Khao Lak. Unfassbar was wir hier sehen müssen, uns dreht sich der Magen um. In der Hauptstraße, immerhin in diesem Bereich rund eineinhalb Kilometer vom

Strand entfernt, ist die Macht der Welle noch riesig gewesen, hat die Trümmer entlang der neu erbauten Häuser- und Geschäftszeile bis in den ersten Stock getürmt. Selbst schwer beladene Lastwagen liegen umgestürzt im Graben, Autos sind weit ins Gelände geschleudert, ein unvorstellbares Chaos. Dazwischen schwere Maschinen bei ersten Aufräumarbeiten und Menschen, die verzweifelt oder stumm nach Überlebenden oder Resten ihrer Habe suchen.

Am Flughafen Kameraleute, die ihre Objektive direkt auf uns halten. Wir wehren brüsk ab. „*He is only doing his job, he is not bad.*“ *“But we feel bad!”* Und wieder reicht uns jemand eine Schale mit Reis, eine Flasche Wasser. Wir treffen den Manager vom Theptharo Lagoon Beach Resort wieder, er hat eine zwölfjährige Deutsche hierher begleitet. Sie hat ihre Eltern verloren, wird in München von ihrem Onkel in Empfang genommen werden. Bis Bangkok wird sie von einer freiwilligen Helferin betreut. Uns alle geleitet man durch die Abflughalle zu einem gesonderten Ausgang, von dort werden wir mit einer Militärmaschine, die sonst offensichtlich für Fallschirmspringer gedacht ist, nach Bangkok ausgeflogen.

In der Ankunftshalle stille Betriebsamkeit: an langen Tischreihen haben die Botschaften der betroffenen Länder für ihre Landsleute provisorische Büros eingerichtet. Wir werden – mal wieder – registriert und mit einem Ersatzpapier versehen, aus dem nur hervorgeht, dass wir sämtliche Papiere bei der Naturkatastrophe verloren haben und dass man uns die Heimreise gestatten möge. Die meisten Angestellten der Botschaft sind sehr freundlich, sehr ruhig, sehr hilfsbereit. Nur Ulf hat das Pech, bei einem Schnösel zu landen, der ihm gleich dreimal im Namen der Bundesregierung sein Beileid ausspricht aber zugleich auf seinem Handy mit einem Freund Scherze tauscht.

Unser Tauchreisenbüro hat von Deutschland aus inzwischen phantastische Arbeit geleistet. Herr Roscher hat einen der nächsten Flüge für uns gebucht und den Shuttle vom Flughafen zum Hotel organisiert. Ein Hotelzimmer ist reserviert, in das wir auch Ulf mit aufnehmen können, wir können ihn jetzt unmöglich alleine lassen. Es gab keine weiteren deutschsprachigen Urlauber in unserer Schicksalsgruppe.

Schizophrene Situation in Bangkok: Trubel, weihnachtliche Glitzer-Festbeleuchtung überall. Dazwischen die Fahnen auf Halbmast. Wir lesen in der Zeitung, dass der Enkel des Königs in der Flutwelle in Khao Lak umgekommen ist. Keiner stört sich in dieser feinen Glitzerwelt an unserer abenteuerlichen Kleidung, unseren nackten Füßen, nur können wir niemandem wirklich klar machen, dass wir auch in dieser Welle waren und welche Konsequenzen das für uns hat.

Geld für das Nötigste wird am nächsten Morgen an der Rezeption für uns deponiert, am Abend bekommen wir alle drei Flüge zurück nach Europa. Ein Fax aus Deutschland besagt, dass der Reiseveranstalter für uns bürgt, dass er alle Kosten übernimmt, und auch das Schreiben der Botschaft – alles das hilft nicht, stößt an der Rezeption nur auf Unverständnis. Man möchte unsere Pässe sehen oder doch wenigstens unsere Kreditkarten oder unsere Flugtickets – oder uns nicht abreisen lassen. Abhilfe schafft hier der Jung-Manager des Hotels, ein Deutscher, der zum Glück aus der Entfernung unsere wachsende Verzweiflung bemerkt.

Und noch einmal brauchen wir seine Hilfe. Der Transfer zum Flughafen ist falsch gebucht. Aber es lässt sich einrichten, dass wir ausnahmsweise nur mit dem Fahrer zum Flughafen fahren dürfen wegen der besonderen Situation. Wir bitten die Angestellte der Reiseagentur, sie spricht ausgezeichnet Deutsch, darum, dem Fahrer klar zu machen, dass er für Ulf am Flughafen einen Rollstuhl besorgen möge. Und da wird es ganz surreal: „Das geht nicht. Das muss 24 Stunden vorher angemeldet werden!“

Und bitte nur so schnell wie möglich nach Hause . . .

Zu Hause ist Sicherheit.

Wir werden liebevoll umsorgt von unserer Tochter. Die äußeren Wunden klingen bereits ab, die blauen Flecken verblassen langsam, die Schnitte vernarben. Der Druck auf den Kopf lässt sich nur mit Schmerzmitteln in Schach halten; Cortison und Antibiotika werden gegen die entstandene Entzündung aufgeboten – unsere Seelen werden aber noch lange brauchen.

Zum Glück haben wir beide uns noch, können immer wieder reden miteinander. Dann erinnern wir uns an jeden der 1000 Sekundenbruchteile, in denen das Schicksal einen anderen Lauf hätte nehmen können, wenn unser Engel Tobias und all die anderen Schutzengel nicht so aufmerksam gewesen wären.

Aber wenn der Wind durch die Bäume im Garten braust oder wenn ich die Augen zumache, dann bin ich wieder in Khao Lak, dann läuft er wieder los, der falsche Film . . .

Kurz vor zehn Uhr Ortszeit im Paradies von Khao Lak.

Am Pool plötzliche Unruhe, Rufe, alle blicken zum Strand. Oh, da kommt eine Welle über das Ufer gekrabbelt, dreckig schwarz, laut grummelnd, mehr ist nicht zu sehen in diesem Moment. Anne springt auf, rennt Richtung Haus, . . .